

Meine Jugend – das Studium der Theologie 1961-1966

Bevor ich vom Studium berichte, will ich erzählen, wie ich zu meiner Studentenbude kam. Im Stadtteil Sellerhausen lebte ein Ehepaar, dessen erwachsener Sohn noch kurz vor der Mauer nach dem Westen gegangen war. Das Wohnungsamt beschlagnahmte daraufhin sein Zimmer für Montagearbeiter. Das wollte Frau Engelmann auf keinen Fall, also ging sie in die theologische Fakultät und bot das Zimmer zur Untermiete an. Zu gleicher Zeit war meine Mutter dort, und sie wurden sich schnell einig. Frau Engelmann meldete dem Wohnungsamt, die Universität habe das Zimmer belegt. Sie erhielt die Zuweisung mit der Auflage, der künftige Student müsse bereits Anfang August einziehen und eine Tätigkeit als Hilfsarbeiter in Leipzig nachweisen. Es ging aber dann auch ohne diesen Nachweis. Fünf Jahre wohnte ich dort und hatte ein gutes Verhältnis zu meinen Wirtsleuten.

Die Uni

An der Karl-Marx-Universität Theologie zu studieren, das war eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Wie alle anderen Studenten hatten wir das Fach „Dialektischer und historischer Materialismus“, in dem wir belehrt wurden, dass der Materialismus die einzige wissenschaftliche Weltanschauung und die Religion zum Absterben verurteilt sei. Der Staat wollte die theologischen Fakultäten nicht schließen, u. a. um einen gewissen Einfluss auf die Ausbildung künftiger Pfarrer zu haben. Im Lehrkörper gab es drei Gruppen: die alte Garde bedeutender Professoren, eine Handvoll tüchtiger jüngerer Dozenten (die man nicht Professor werden ließ) und die Gruppe der sogenannten „fortschrittlichen“ Dozenten, die vom Staat gefördert und von den Studenten gemieden wurden. Es gab auch eine FDJ-Gruppe, der aber nur wenige angehörten.

Im Unterschied zu anderen Fakultäten gab es damals bei uns noch die Wahlmöglichkeit, bei wem man eine Vorlesung hören oder ein Seminar belegen wollte.

Die Fakultät

Die ersten beiden Studienjahre wurden beherrscht von der Kirchengeschichte und den alten Sprachen. Mir fielen die Sprachen leicht (natürlich musste auch ich Vokabeln bimsen), aber manche brachten sie fast zur Verzweiflung, besonders diejenigen, die vorher noch kein Latein hatten. Später rückten Altes und Neues Testament und Systematische Theologie in den Vordergrund, schließlich die Praktische Theologie. Frau Dr. Ludolphy wählte mich zum Hilfsassistenten, ich hatte wenig Pflichten, aber immer Zugang zu einem Zimmer, was ein großer Vorteil war. Im Fach Kirchengeschichte schrieb ich meine Arbeit über den „Reitzenhainer Mann“. Er war ein weit bekannter Spiritist, Wahrsager und Heiler aus meinem Wohnort. Ich sichtete Akten und führte viele Interviews. Meine große Liebe galt dem Neuen Testament. Zwei große Arbeiten schrieb ich: „Vom Sinn der Krankheit im NT“ und zum Examen „Skolops tä sarki“ (der Pfahl im Fleisch), eine Untersuchung über Paulus, seine Haltung zu Krankheit und Leiden, Schwachheit und Kraft. Die historisch-kritische Methode der Bibelarbeit lernte ich bei Dr. Günter Haufe. Scharfsinn, Ehrlichkeit und Klarheit prägten seine Seminare, als Mensch überzeugt er durch eine bescheidene Frömmigkeit. Professor Dedo Müller öffnete den Blick über die Theologie hinaus. Soziologie und Psychologie erweiterten meinen Horizont.

Mit meinen Freunden sah ich den theologischen Lehrbetrieb kritisch, weitgehend ungeeignet zur Ausbildung künftiger Pfarrer. Wir entwarfen Pläne für eine Studienreform, die natürlich keinerlei praktischen Nutzen hatten.

Die Arbeitseinsätze

Studenten wurden regelmäßig zu Arbeitseinsätzen verpflichtet. Den ersten leistete ich wegen meiner kranken Füße in der Bibliothek ab. Später arbeiteten wir auf Baustellen, bei der Reinigung eines neu gebauten Hotels, beim Roden von Bäumen. Im „Kohlrabi-Zirkus“ bearbeiteten wir erfrorenes

Gemüse, wiederholt entluden wir auf dem Güterbahnhof Waggons und füllten die Kartoffeln in Säcke ab, die wir teilweise auch in die Haushalte brachten. Diese Einsätze waren nicht beliebt. Aber bei den Kartoffeln konnten wir wenigstens ein paar Mark zusätzlich verdienen. Und ich machte eine wichtige Erfahrung. Über das Absacken von Kartoffeln konnte ich mit meinen Mitstudenten genauso heftig streiten wie über Glaubensfragen. Ging es also wirklich immer nur um die Wahrheit, oder vielmehr ums Recht-Behalten? Dass wir körperliche Arbeit und die Arbeitsbedingungen vieler Menschen kennenlernten, war kein Schade. In den Semesterferien arbeitete ich einmal im Tiefbau und einmal beim Bauern.

Im Sommer 1965 habe ich mich zur Malerlehre bei Onkel Karl in Hainichen angemeldet. Zwei Wochen erhielt ich Kost und Logis bei Tante Rosel und begleitete den Malermeister bei seiner Arbeit. Er zeigte mir, dass die Vorarbeiten wie Abspachteln, Abwaschen, Vergipsen sowie das rechtzeitige Anrühren der Farbe die Hauptsache beim Malern sind. Ich übte aber auch, gerade Striche zu ziehen und Fenster zu streichen, ohne die Scheiben zu beklecksen.

Zwei Wochen sind für das Lernen nicht viel, sie haben aber doch den Grund dafür gelegt, dass ich später viele Malerarbeiten selbst durchführen konnte.

Der Gebetskreis

Aus dem frommen Erzgebirge hatte ich Warnungen und Mahnungen mitgebracht. Die „moderne Theologie“ bringe die Menschen vom Glauben ab. Ich wollte meinen Glauben durch neue Erkenntnisse in Frage stellen lassen, aber ihn gleichzeitig lebendig erhalten. Zweierlei sollte dabei helfen: Tägliche persönliche Beschäftigung mit Gottes Wort und regelmäßiges Gebet. Nach einer der ersten Vorlesungen fragte ich meine Mitstudenten, wer Lust hätte, sich in einem Gebetskreis zu treffen. Es meldeten sich Wolfgang, Hilmar, Hans-Jochen, Otfrid und als einziges Mädchen Siglinde. Zeitweise kamen noch andere dazu, aber diese blieben zusammen bis zum Ende der Studienzzeit. Wir wurden als Superfromme belächelt und manchmal beim Gebet gestört. Aber das gemeinsame Gebet schmiedete uns zusammen, wir teilten das Leistungsstipendium auf, kümmerten uns bei Krankheit, arbeiteten theologisch, besuchten uns und halfen bei Problemen.

Die Studentengemeinde

Leipzig hatte eine starke Studentengemeinde. Es war dem Staat nicht gelungen, diese zu verbieten. Der vorherige Studentenpfarrer Schmutzler war im Gefängnis. Der jetzige, Dietrich Mendt, wohnte in Sehlis, weil er in Leipzig nicht wohnen durfte. Jeden Donnerstag versammelten sich 200 und mehr Studierende im Saal der Landeskirchlichen Gemeinschaft zur Bibelstunde. Als Kollekte wurde die „Wochenmark“ erbeten. Körbe gingen herum, man wechselte Scheine in Kleingeld. In dem kalten Winter brachte jeder ein Brikett für die Heizung mit. Der Kontakt zu anderen Studienrichtungen brachte eine deutliche Horizonterweiterung. Über die Studentengemeinde lief auch die Verbindung zu den Studierenden des Missionshauses (Kirchlichen Hochschule). Jährlich wurden sechs Vertrauensstudenten (Kirchenvorstand) gewählt, nur einer davon durfte ein Theologe sein. Diese V-Studenten waren sehr aktiv und genossen hohes Ansehen. Ich stellte mich einmal zur Wahl, erhielt aber nicht die meisten Stimmen. Es gab den Semesteranfangs- und den Schlussgottesdienst. Viele kleine Arbeitsgruppen und Wochenendfreizeiten ergänzten das Programm.

Aus einer Freizeit zum Thema „Ist der Gottesdienst noch zeitgemäß?“ mit Theo Lehmann und Ulrich Kühn entstand eine Arbeitsgruppe „Gottesdienst“, die den Auftrag hatte, für einen Gottesdienst in der Mitte des Semesters eine angemessene, moderne Form zu finden. Ich war als einziger Theologe dabei. Wir trafen uns fast jede Woche, studierten die Geschichte der Liturgie und Gottesdienstformen in anderen Konfessionen und befragten uns und andere nach Empfindungen im Gottesdienst. Der mit Spannung erwartete Gottesdienst fand ein positives Echo, aber es gab harte Kritik von Seiten einiger Pfarrer und Kantoren, die jede Änderung am lutherischen Gottesdienst strikt ablehnten. Nach einem zweiten Gottesdienst im nächsten Semester wurde das „Experiment“

beendet.

Pfarrer Mendt hatte eine gänzlich unpastorale Art zu predigen, woran ich mich erst gewöhnen musste. Seine Theologie vom Evangelium als der bedingungslosen Liebe Gottes, von der Bibel als Liebesbrief Gottes an die Menschen, überzeugte mich mehr und mehr. Seine biblischen Lieder zur Gitarre sang ich nach, zum Teil auch seine witzigen Lieder in sächsischer Mundart. Ihm trauerte ich nach, als er nach Karl-Marx-Stadt wechselte, und blieb ihm weiter verbunden. In der Art ganz anders, aber genauso engagiert und klug war sein Nachfolger Johannes Hempel, der spätere Landesbischof.

Die Wehrdienstfrage

Unser Studienbeginn fiel in die Zeit nach dem Mauerbau in Berlin. In der Propaganda wurde die Sache so dargestellt, als hätte ein Überfall auf die DDR bevorgestanden, dem mit dem „antifaschistischen Schutzwall“ ein Riegel vorgeschoben worden sei. Dieser Schutzwall musste natürlich verteidigt werden. Deshalb mussten sich alle Studenten „freiwillig“ verpflichten, die DDR mit der Waffe zu verteidigen. Wer diese Erklärung nicht unterschrieb, wurde in der Regel exmatrikuliert.

Wie sollten wir Theologiestudenten uns verhalten? Wir wurden uns bald einig: Wir erklären uns bereit, eine Rot-Kreuz-Ausbildung zum Sanitäter zu machen. Eine Ausbildung an der Waffe lehnen wir ab. Damit war das Rektorat aber nicht zufrieden. Wir wurden zum Rektor bestellt. Er hielt eine Rede über die Notwendigkeit, die DDR gegen die faschistischen Angreifer aus dem Westen zu verteidigen. Der Staat ermögliche uns das Studium, so seien wir auch zu seiner Verteidigung verpflichtet. Danach bat er um Meinungsäußerungen. Aber alles schwieg. Auch unser Dekan forderte zu Stellungnahmen auf. Keiner meldete sich. Nach langer Pause wurden wir entlassen. Ich fand mich feige, dass ich nichts gesagt hatte. Aber im Nachhinein war klar, dass unser Schweigen die beste Reaktion gewesen war. So konnten nicht Einzelne als „Rädelsführer“ belangt werden. Theologen wurden nicht gemaßregelt, nicht einmal zur Rot-Kreuz-Ausbildung herangezogen.

Ein Jahr später wurde in der DDR die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Mein Jahrgang war der erste, der zur Musterung herangezogen wurde. Es gab keine Einigkeit mehr unter den Theologen. Die vorherrschende Meinung innerhalb der Kirche war: Jeder Staat hat das Recht auf Militär. Christen sind den Gesetzen ihres Staates verpflichtet. „Seid untertan der Obrigkeit, denn die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt.“ Wir diskutierten: Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein. Das Gewissen steht über den Gesetzen. „Du sollst nicht töten.“ Gilt das nur im privaten Bereich? „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Aber was würde geschehen, wenn wir den Wehrdienst verweigerten?

Auch im Gebetskreis und in der Studentengemeinde haben wir um eine Entscheidung gerungen, ohne zu einer letzten Klarheit zu kommen. Nach der Musterung traf ich meinen Freund Wolfgang. „Wie hast du dich entschieden?“ - „Ich habe verweigert.“ - „Ich auch.“ Wir fielen uns um den Hals. Zur Musterung gab ich eine vorbereitete Begründung meiner Verweigerung ab. Diese wurde entgegengenommen und gleichzeitig verlangt, dort die Begründung ein zweites Mal zu schreiben. Nach einer längeren Wartezeit wurde ich in einen Raum gerufen, musste in der Mitte auf einem Stuhl Platz nehmen, zehn Personen saßen an Tischen im Halbkreis um mich herum. In dem folgenden Kreuzverhör schlug ich mich tapfer, bis mich ein Herr in die Zange nahm. Geschickt manövrierte er mich in die Alternative Wehrdienst oder Staatsfeind. Immer weniger konnte ich mich dieser Schlinge entziehen. Da kam jemand zur Tür herein: „Herr Professor, bitte ans Telefon!“ Ich war erlöst, kein anderer setzte das Verhör fort. Man sagte mir abschließend, meine Verweigerung sei völlig nutzlos. Zum gegebenen Zeitpunkt werde man mich zur Armee einziehen. Ich erhielt dann einen Wehrpass.

Es waren nicht viele, die den Wehrdienst verweigert hatten, aber immerhin einige Tausend, die Ulbricht nicht alle ins Gefängnis stecken wollte. So erließ er das Gesetz über den Wehersatzdienst

(Bausoldaten). Dieses Gesetz war ein schlechter Kompromiss. Zwar wurden die Bausoldaten nicht an der Waffe ausgebildet, aber sie waren ganz dem Militär unterstellt und in der Regel an militärischen Objekten tätig. Die meisten Verweigerer wählten aber diese Möglichkeit, um nicht ins Gefängnis zu müssen. Mir blieb diese Entscheidung erspart, weil ich nicht eingezogen wurde. Der Staat wollte möglichst keine zukünftigen Pfarrer in der Armee haben.

Die Jungschar

Ich ging nach Leipzig mit der festen Absicht, alle meine Zeit und Kraft dem Studium zu widmen. Deshalb wollte ich keine Aufgaben in der Gemeinde übernehmen (wie Posaunenchor, Jungschar, Kindergottesdienst). Aber es kam anders. In meinem Wohnviertel ging ich zum Gottesdienst, wurde in die Familie Schreier eingeladen und lernte Sohn Christian kennen. Er war im Examensemester und suchte dringend einen Nachfolger für seinen Jungscharkreis (10-14jährige Jungen). Konnte ich das ablehnen, wo ich doch in meinem Heimatort eine Jungschar gegründet hatte und entsprechend Erfahrung mitbrachte? So habe ich bis zu meinem Staatsexamen jede Woche Jungscharstunde gehalten. Bald nahm ich Kontakt mit dem Jugendpfarramt Leipzig auf. Nach und nach konnte ich Wolfgang, Otfried und Hilmar für diese Arbeit gewinnen. Meine Gruppe wuchs und musste geteilt werden in Ältere und Jüngere. Wir organisierten Jungschartreffen für die Stadt Leipzig in Sehlis (Jungschar-Olympiade) und ein Stadt-Geländespiel, aber auch Nachmittage gemeinsam mit Eltern und vor allem jedes Jahr im Winter und im Sommer eine Bibelfreizeit. Oberwiesenthal, Gebirge, Sehlis, Dittersdorf, Schönau vor dem Walde, Vietmannsdorf waren unsere Freizeitorte. Wir waren in Pfarrhäusern, Scheunen oder Privatquartieren untergebracht.

In der Jungschar fehlte ein Liederheft mit christlichen Jugendliedern, Wanderliedern, Spaßliedern. Ich stellte Lieder zusammen, vervielfältigte sie mit der Schreibmaschine und fasste sie in einen Zelluloid-Umschlag, mit Heftpflaster verklebt. Auch dachte ich mir einige Lieder selbst aus. Und als das Jungmännerwerk Sachsens zu einem Wettbewerb „neue Lieder“ aufrief, meldete ich mich. Beim Jungmännertag im Röhrsdorfer Park wurden die Lieder vorgestellt. Ich trat mit sechs Jungen auf, wir sangen zur Gitarre. Die Preise wurden nach der Länge des Beifalls vergeben. Wir hatten den zweiten Preis.

Für die Jungschar habe ich einen „Bibelkurs Fahrschule“ entwickelt. Anhand von Begriffen und Symbolen aus dem Verkehr habe ich Texte aus der Bibel zusammengestellt. Wenn die Jungen jede Woche fünf Bibelabschnitte gelesen hatten, konnten sie die Rätsel lösen, die beigelegt waren. Nach einem halben Jahr war der Bibelkurs dann geschafft. Frank Jung hat das Heft humorvoll illustriert. Die Evangelische Verlagsanstalt war nicht zum Druck bereit, aber die Landeskirchliche Gemeinschaft hat das Heft mit Wachsmatrizen vervielfältigt und in ihrem Bereich verwendet.

Studentenleben

Im Vergleich zu anderen, auch Theologiestudenten, habe ich die Studienzeit wenig für Vergnügungen genutzt. Für Gaststättenbesuche, Tanzveranstaltungen, Theater und Varieté fehlte mir das Geld, teilweise auch die Zeit. Um die Monatskarte für die Straßenbahn zu sparen, fuhr ich Sommer wie Winter mit dem Fahrrad. Das machte meist Spaß, aber manchmal kam ich verschmutzt oder verschwitzt in der Uni an, es kam zu Stürzen, und Reifenpannen und Ausfälle der Beleuchtung machten Ärger. Frühstück und Abendbrot bereitete ich mir selbst. Die Fleischersfrau schmunzelte, wenn ich 50 Gramm Leberwurst und 50 Gramm Mettwurst einkaufte. Mittagessen gab es werktags in der Mensa, das war auch ein guter Treffpunkt. Meine Wirtin bot mir an, sonntags für mich zu kochen. Sie servierte mir den Braten für 60 Pfennige, den gleichen Preis wie in der Mensa. Einmal empfing sie mich mit den Worten: „Herr Koenitz, was haben Sie getan?“ Die Staatssicherheit wollte von meiner Wirtin Auskünfte über mich, die sie aber energisch verweigert hatte. Sollte ich etwa angeworben werden?

Jährlich einmal war Theologenball. Das kabarettistische Programm der Studenten musste zur Zensur beim Dekan vorgelegt werden, was wir aber teilweise vermieden. Höhepunkt war ein

Interview mit einer lebenden Gans, die wir aus einem Bauernhof ausgeborgt hatten. Hans-Jochens satirische Gedichte über verschiedene Professoren und meine Reportage über ein Fußballspiel Concordia (Eintracht) gegen Apistia (Unglaube), bei dem das Zusammenspiel nicht funktionierte und Selbsttore geschossen wurden, fanden viel Beifall.

Manche Professoren bekamen zum Geburtstag ein Ständchen, manche luden auch in ihre Wohnung ein. Beim Dekan war mir einmal die Dankrede am Schluss übertragen worden. Ich wettete, dass ich die streng vorgeschriebene Anrede „Spektabilität“ vermeiden würde, und gewann die Wette.

Einmal hatte ich eine Prüfung vergessen. Zufällig sehe ich in meinem Kalender, dass in 20 Minuten die Prüfung beginnt. Wie ein Wilder zur Uni gerast, der Dozent war schon da und wartete.

Im dritten Studienjahr meldete ich mich zur Fahrschule an. Meine Mutter fragte erstaunt: „Denkst du, dass du jemals ein Auto fahren wirst?“ Auf dem Motorrad fuhr ich sicher und fiel wegen einer Lappalie durch. Im Auto war ich sehr unsicher, und hatte zu meiner Überraschung bestanden.

Mir fehlte in Leipzig mein Klavier, ab und zu hatte ich irgendwo Gelegenheit zu spielen. Bei Kantor Hurtig nahm ich ein halbes Jahr lang Orgelunterricht. Ich habe später in Reitzenhain und Lückendorf manchmal im Gottesdienst die Orgel gespielt. Zeitweise habe ich einen Französisch-Kurs besucht, um mein Französisch nicht einrosten zu lassen.

Freundschaften

Mein „Busenfreund“ Siegfried Haase studierte in Halle Landwirtschaft. Da gab es ab und zu ein Treffen. Aber nachdem er verliebt und verlobt war, wurde das immer seltener. Wir feierten unsere Hochzeiten miteinander, aber auch der Briefwechsel kam ins Stocken. Meine Studienfreunde aus dem Gebetskreis, besonders Wolfgang und Otfrid, rückten in den Vordergrund. Mit Wolfgang hatte ich viele Gemeinsamkeiten, beide ohne Vater, beide in der Jungen Gemeinde aktiv gewesen, beide Erzgebirgler... Wir übersetzten miteinander Hebräisch und übten für Prüfungen. Vor allem verband uns die Jungschararbeit. Mit Otfrid war es anders. Er war Epileptiker, dadurch langsamer in den Bewegungen und im Denken. Die Prüfungen waren für ihn eine schwere Last, und beinahe wollte er aufgeben. Dabei war seine Frömmigkeit für uns eindrücklich, und ich dachte: Wer kann Pfarrer werden, wenn nicht so einer? Mit Hilfe im Studium begann es, dann nahm ich ihn mit in die Jungschar, wo er anfangs ziemlich unbeholfen war, bald aber die Anerkennung der Jungen erreichte. Auch mir wurde bald klar, dass die Stunden mit Otfrid ein Geben und Nehmen wurden. Dieses Geben und Nehmen hat sich durch unser ganzes Leben bis jetzt fortgesetzt.

Auch bis heute gehalten hat die Freundschaft mit Gisela. Sie reiste erstmalig in die DDR, von Köln nach Karl-Marx-Stadt, um ihren Bruder zu besuchen, von dem sie durch die Scheidung der Eltern getrennt war. Im Zug lernten wir uns kennen und tauschten die Adressen aus. Einem umfangreichen Briefwechsel folgten Bücherpakete und liebevoll gefüllte Päckchen, Treffen in Berlin und später zusammen mit ihrem Mann Jochen Wölfel Besuche in unseren Gemeinden. Schließlich kam es durch sie zu der Freundschaft mit Hans-Henning, das war dann in der Burkhardswalder Zeit.

Besondere Erlebnisse

Außer den Freizeiten der Studentengemeinde hat mir eine Tagung des CVJM in Berlin großen Eindruck gemacht. Diese andere Art von Frömmigkeit, verbunden mit Sport und Freizeitaktivitäten, dieses praktische Herangehen an die Bibel und die kritische Haltung gegenüber der offiziellen Kirche hat mich angeregt. Später waren wir eine Woche im Schniewindhaus und erlebten Pfarrer Jansa. Seine Bibelarbeiten hatten eine große Überzeugungskraft, hinzu kamen die fröhliche Atmosphäre im Haus und die Berichte von Heilungen, die unter der Verkündigung und Seelsorge von Pfarrer Jansa geschehen waren.

Ganz anderer Art war die Tagung der Luther-Akademie in Bautzen. Wir wohnten in Privatquartieren, feierten Gottesdienst im Dom, vor allem aber gab es jeden Tag mehrere theologische Vorträge, langweilige, aber auch sehr spannende. Siglinde und ich mussten diese Vorträge protokollieren, was viel Arbeit bedeutete, wodurch wir aber kostenlos teilnehmen konnten.

Die Freizeit der Landeskirche mit OLKR Mitscherling und Pfarrer Mendt habe ich in guter Erinnerung. Wir konnten schon ein bisschen erfahren, wie es nach dem Staatsexamen weitergehen würde. Zum Abschluss hatte Dietrich Mendt einen Kanon gemacht: „Krummenhennersdorf ade, ein jedes Auge trânt. Es weinen die Studenten, es weint der Mendt. Sogar der Oberkirchenrat, sogar der flennt.“

Die Universitätskirche

Die akademischen Gottesdienste fanden in der Universitätskirche statt. Die Kirche St. Pauli war direkt mit dem Universitätsgebäude verbunden. Dieses war im Krieg völlig zerstört worden, die Kirche aber wie durch ein Wunder erhalten geblieben. Die meisten Predigten unserer akademischen Lehrer waren lang und sehr theoretisch. Sie anzuhören, war anstrengend. Das tat sich der Organist Hans Köbler nicht an. Er zog sich in sein „Kabuff“ zurück, aus dem bald Rauchwolken nach draußen drangen. Er konnte hervorragend improvisieren. Einmal soll er nach einer Predigt von Prof. Fuchs gut hörbar für aufmerksame Hörer über „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ improvisiert haben.

In der Sakristei hatten wir bei Ulrich Kühn liturgisches Singen. Das war für mich zunächst eine fremde Welt, die ich mit Interesse kennenlernte. Eine Zeitlang luden wir zum Morgengebet in die Sakristei ein. Das fand wenig Anklang, und wir gaben es nach einiger Zeit wieder auf.

In der Unikirche fand auch das homiletische Seminar statt. Wir mussten die Predigt wörtlich ausarbeiten und sie in der leeren Kirche vor den Studenten halten. Das war eine eigenartige Situation und eine denkbar schlechte Vorbereitung auf das spätere Predigen in der Dorfkirche.

Noch in meine Studienzeit fiel eine Notiz in der Leipziger Volkszeitung, die sinngemäß lautete: „Der Sender RIAS hat verkündet, heute solle die Universitätskirche gesprengt werden. Wie jeder sehen kann, steht sie noch. Da sieht man mal wieder, welche Märchen durch die Westsender verbreitet werden.“ Zwei Jahre später war sie tatsächlich gesprengt worden, eine intakte, im Krieg verschonte, regelmäßig genutzte Kirche. Die Empörung darüber empfinden viele Leipziger noch heute. Sie forderten die Wiederaufbau und sind mit dem jetzigen Kompromiss nicht zufrieden. Ich war zur Zeit der Sprengung schon so stark in meiner Dorfgemeinde gefordert, dass das Geschehen in Leipzig weit weg war.

Das Examen

Die Studienzeit ging dem Ende zu, das ich ungeduldig erwartete. Im Unterschied zu manchen Mitstudenten und vor allem zu meinen späteren Vikaren, die sich noch so unfertig fühlten und noch länger an der Uni bleiben wollten, drängte es mich, endlich in die Praxis, in den von mir gewählten Beruf zu gehen. Mit Wolfgang und Otfrid lernte ich für die verschiedenen Prüfungen. Anders als Christian Schreier, der mir im Prüfungssemester die Jungschar abgegeben hatte, behielt ich meine Gruppe bis nach dem Examen.

Was ich völlig vergessen hatte, las ich jetzt in einem Brief an Siglinde: Ich hatte das Examen als Bester meines Studienjahres bestanden. Mich hat zeitlebens nie wieder jemand nach meinen Zensuren gefragt. Aber mein späterer Schwiegervater hat mir damals zum ersten Mal Respekt bekundet.

Als wir uns 50 Jahre nach Studienbeginn trafen, tauschten wir viele schöne Erinnerungen aus. Dankbar gedachten wir unserer Lehrer, aber auch der inzwischen verstorbenen Mitstudenten. Einer von uns, Günter Wartenberg, war Dekan der Theologischen Fakultät geworden. Christian Führer war im Zusammenhang der friedlichen Revolution durch die Medien gegangen. Jeder hatte seine besondere Geschichte. Das Wachsen im Glauben und in der Erkenntnis ist weitergegangen. Mehr noch als die Uni ist das Leben unser Lehrmeister gewesen.

